



Wie das **MICHAEL SCOTT MOORE**
Wellenreiten
über die Welt kam
und was
zwischen drin
dabei noch so alles
passierte

DK

DELIUS KLASING

SPORT

Wie das MICHAEL SCOTT MOORE
Wellenreiten
über die Welt kam
und was
zwischen drin
dabei noch so alles
passierte

DELIUS KLASING VERLAG



Inhalt

Vorwort	7
Kalifornien und Hawaii	
Fortschreitende Zivilisation	9
Indonesien	
Bule! Bule! (Fremder! Fremder!)	41
Deutschland	
Die Spaßgesellschaft.....	76
Marokko	
Kilroy güßt.....	103
Großbritannien	
Englische Besucher.....	145
Israel und der Gazastreifen	
Zwei gegensätzliche Gedanken.....	178
Kuba	
Die andere Revolution.....	226
Japan	
Plastik.....	258
Bibliografie	296
Danke	300



Vorwort

Dieses Buch erzählt die Geschichte des Surfens nicht lückenlos. Es lässt vieles unter den Tisch fallen. Zum Beispiel wichtige Persönlichkeiten des Wellenreitens wie Dale Velzy, Mary Ann Hawkins oder Greg Noll. Auch Australien wird kaum erwähnt. Ich habe versucht, mich der Geschichte des Surfens über kleine, spannende Episoden anzunähern. Es ist also mein persönlicher Blick darauf, wie das moderne Surfen die Welt erobert und sich mit anderen Kulturen vermischt hat. Mit Kulturen, die mit Hawaii nichts zu tun haben oder zumindest gute Gründe dafür hatten, sich vom Rest der sogenannten ersten Welt nicht beeinflussen zu lassen. Das Ergebnis ist eine Geschichte über Hippies, Soldaten, Spinner und Kolonialismus, ein bunter Abriss über die Ausbreitung der westlichen Kultur nach dem Zweiten Weltkrieg.

»Junge, du musst unbedingt mal nach Brasilien«, hatten mir viele gesagt, oder: »Gibt's im Gazastreifen echt so gute Wellen?« – Als gäbe es auf der Welt nichts Wichtigeres, als nach guten Wellen zu suchen. Nein, nein und nochmals nein! Ich habe in dem Buch große Wellenreitnationen wie Mexiko, Frankreich oder Südafrika nicht mal erwähnt. Die kennt ja jeder. Ich erzähle von weniger bekannten Surfdestinationen wie Kuba, Deutschland oder Japan. Ich möchte dem Leser zeigen, wie sich das Surfen in jeden Winkel der Welt ausgebreitet hat. Außerdem hoffe ich, dass ich auch den geneigten Surfhistorikern ein paar Neuigkeiten berichten kann, zum Beispiel wie sich unser Sport und der Kommunismus vertragen, oder wie das Wellenreiten in die Nordsee vordrang.

Meine Reise, die sich über viele Jahre zieht, beginnt mit dem zweiten Kapitel. Das erste Kapitel ist der Prolog. Eine sehr subjektive Sichtweise, aber ich denke, es erklärt die wichtigsten Fakten. Ich schreibe dieses Buch, während ich mich fernab von jeglicher Welle befinde. Derzeit lebe ich als Journalist in Berlin. Aber in meinem Herzen werde ich immer ein Surfer sein. Ich denke, dass die Dinge, die ich in den letzten Jahren und Jahrzehnten rund

um die Welt erlebt habe, es durchaus wert sind, aufgeschrieben zu werden. Auch Popkultur hat ihren menschlichen Ursprung, und das moderne Surfen ist ebenso amerikanisch wie Baseball oder Jazzmusik. Damit will ich nicht sagen, dass Surfen ursprünglich amerikanisch ist. Wie Fußball, ist auch Surfen so etwas wie ein Weltsport. Ich wehre mich nur gegen einige heimische Fanatiker, die meinen, dass Surfen mit Amerika nichts zu tun habe. Oder auch gegen einige Europäer, die behaupten, dass alles schlecht ist, was aus Amerika kommt. Oder gegen ein paar asiatische Snobs, die meinen, Surfen sei Zeitverschwendung. Diese drei Gruppen werden sich bestimmt niemals auf einer Dinnerparty treffen. Für mich stehen sie in ihrer Ignoranz aber ganz nah beieinander.

Wie auch immer, das hier ist ja nicht *Endless Summer*. Es ist weder eine Vergnügensreise noch die Suche nach dem ultimativen Thrill. Wenn ein Surfer einen Take-off in eine Welle macht, gibt es immer zwei Möglichkeiten, wie die Sache ausgehen kann. Mein Buch beleuchtet beide Seiten.



Kalifornien und Hawaii

Fortschreitende Zivilisation

Als ich klein war, sah ich das erste Mal das Denkmal von George Freeth am Redondo Beach in Kalifornien. Eine vom Salz zerfressene Büste eines Lifeguards, der mit der ruhigen Erhabenheit eines frühen Surfhelden stumm auf die spannende Szenerie eines zubetonierten Parkplatzes blickte. In seinem Rücken befand sich der Redondo Pier. Die meisten Leute rannten oder skateten einfach an der Skulptur vorbei, ohne die Inschrift, »Der erste Surfer der Vereinigten Staaten«, auch nur eines Blickes zu würdigen. Außerdem stand da kurz beschrieben, dass Freeth um 1907 vom Immobilien- und Straßenbahnmagnaten Henry Huntington bezahlt wurde, um an sonnigen Tagen Menschen in die Red Line Tram zu locken. Sie konnten dann am Redondo Beach zuschauen, wie ein einmaliger Athlet die hohen Wellen des Ozeans bezwang. George Freeth wurde laut Inschrift angepriesen als »der Mann, der auf dem Wasser laufen kann«. Tausende Menschen kamen mit der roten Straßenbahn und bestaunten George, wie er mit seinem 100 Kilo schweren 8-Fuß-Longboard draußen auf den Wellen surfte. Er wartete auf die passende Welle, schnappte sie sich und ritt sie, zum Erstaunen aller, aufrecht stehend bis hinauf auf den Strand.

Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind auf meinem Fahrrad an der Statue vorbeifuhr.¹

Redondo Beach war ein Vorort von Los Angeles und bekam, damals genau wie heute, nur wenig vom Glamour der großen Stadt ab. In den frühen 1980er-Jahren sah es dort ziemlich trostlos aus. Überall standen rostige Mülleimer herum, und Tonnen von Seegras überwucherten den Strand. Ich fragte mich, warum die Menschen hier 1907 scharenweise eingefallen

1 2008 klauten Diebe die Statue von Freeth, wahrscheinlich um sie als Altmetall zu verkaufen.

waren, um einem Mann zuzujubeln, der etwas so Normales tat, »auf den Strand surfen und dabei aufrecht stehen«. Tolle Vorstellung. Konnte er Aerials springen? Die Surfer, die ich aus den Magazinen kannte, wie Martin Potter, Mark Occhilupo oder Shaun Tomson, konnten das alle.

Zu der Zeit hatte ich gerade erst mit dem Surfen begonnen und war noch nicht sehr gut. Manchmal ging ich morgens vor der Schule gemeinsam mit meinem Freund Tim an den Strand. Tim war ein schlaksiges Mathegenie mit einem überdimensionalen Adamsapfel und besonders schwarzem Humor. Mit seiner technischen Weltsicht und seiner nerdigen Ledertasche passte er nicht besonders gut an die Mira Costa Highschool. Andere Surfkids waren in der Regel kalifornische Punks oder Söhne reicher Eltern. Sie paddelten in teuren, bunten Neoprenanzügen ins Line-up und waren definitiv alle cooler als wir. Aber ausgerechnet Tim wollte unbedingt an Surfcontests teilnehmen. Wie in der Schule, gab er auch auf dem Wasser Vollgas. Unter seinem Einfluss lernte ich die Bedeutung von Vorbildern wie Tom Curren oder Mark Foo schätzen oder den kraftvollen Surfstyle eines Occhilupo und eines Brad Gerlach. Und natürlich die cleveren Innovationen von Jungs wie Cheyne Horan, der Surftitel auf Brettern gewann, die er selbst gebaut hatte.

Damals war Surfen schon ein wichtiger Teil meines Lebens. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, dass es mal jemanden gegeben hatte, der der »erste Surfer« in Amerika war. Surfen war für mich einfach zu naheliegend. Es war ein Sport der Urzeit auf Hawaii. Warum hatte es bis 1907 gedauert, bis er nach Amerika kam? Hatten die Ureinwohner Kaliforniens, die Chumash-Indianer oder die Ohlone, nicht gesurft? (Offenbar nicht!) Meine jugendliche Skepsis war durchaus gerechtfertigt. Freeth war nur der erste bekannte Surfer in Kalifornien. Die ersten Menschen, die in Nordamerika surfen, waren drei hawaiianische Prinzen. Sie hatten erkannt, dass es an der Flussmündung des San Lorenzo bei Santa Cruz richtig gute Wellen gab. Das war im späten 19. Jahrhundert, als der hawaiianische Thronfolger Jonah Kuhio Kalaniana'ole und seine Brüder David und Edward jenseits der Berge von Santa Cruz eine Militärschule in San Mateo besuchten. 1885 kamen sie eines Tages mit ihren Boards an den Strand, um ein bisschen Spaß zu haben. Die Bretter hatten sie sich aus heimischen Redwoods selbst geshaped. »Die jungen hawaiianischen Prinzen waren in unseren Gewässern«, schrieb



ein Lokalblatt, »sie haben es sichtlich genossen und gaben eine interessante Vorstellung auf ihren schwimmenden Surfbrettern, ein Sport, den sie auch in ihrer Heimat praktizieren.«

Außerdem gibt es die Geschichte von Richard Henry Dana *Two Years Before the Mast*. Darin treffen hawaiianische Seeleute des Schiffs AYACUCHO 1835 in der Nähe von Santa Barbara auf Danas Schiff. Dana ging damals das erste Mal in Kalifornien an Land. Einige Männer aus seiner Crew warteten am Abend in einem Ruderboot auf eine Möglichkeit, zwischen den hohen Wellen an Land zu kommen. »Plötzlich ging ein Beiboot der AYACUCHO längsseits an uns vorbei. An Bord grölten einige finstere Gestalten von den Inseln in ihrer fremden Sprache. Die wussten natürlich genau, dass wir keine Ahnung hatten, wie man ein Boot in solchen Bedingungen zu führen hatte.« Sie zeigten also den Haoles, wie man das macht. Die Hawaiianer hatten viel Erfahrung mit Auslegerbooten, die schon ganz schön nahe an Surfbretter herankamen. Daraufhin verfasste Dana die erste Beschreibung des Wellenreitens in Kalifornien: »Wir pullten, so stark wir konnten. Sobald wir merkten, dass die Welle uns mitnahm, schleuderten wir unsre Riemen so weit wie möglich weg vom Boot, genau wie es die Hawaiianer taten. Dann klammerten wir uns am Schandeckel fest, jederzeit bereit, hinauszuspringen und das Boot abzubremsen, sobald es den Strand berührte. Der Steuermann musste all seine Kraft am Ruder aufbringen, um das Heck aus dem Wasser zu halten. Wir wurden auf den Strand geschoben und bremsten das Boot ab. Dann zogen wir den Kahn auf den trockenen Strand und sammelten die Riemen ein. An unserem Boot nahmen wir Haltung an und warteten, dass der Kapitän von Bord ging.«

Ich stimme denjenigen zu, die Zweifel an dieser Szene haben. Surferfahrene Hawaiianer fahren einfach auf Schiffen an Rincon oder Malibu vorbei, wo perfekte Wellen brechen, ohne dass sie sich ein paar improvisierte Boards zusammenschustern oder sich auch nur eine kurze Session Bodysurfen gönnen? »Ein Surfer ist ein Surfer und eine Welle ist eine Welle«, schrieb schon Ben Marcus (der Surf- und nicht der Romanautor). Der große Verdienst von George Freeth war letztlich, dass er das Surfen von der, während der Christianisierung nicht gerade geachteten, hawaiianischen Kultur des 19. Jahrhunderts an den Redondo Beach brachte. Ein bisschen wie die afrikanische

Musik, die per Schiff nach Amerika kam und hier erst zu Blues, dann zu Jazz und später zu Rock wurde. Surfen vermischte sich mit der amerikanischen Kultur und wurde etwas völlig Neues. Nach der Poprevolution der 1960er-Jahre konnte es durch nichts mehr aufgehalten werden. Ich nahm den rasanten Aufstieg des Surfens zunächst kaum wahr. Natürlich fielen mir die zahlreichen Sticker für Body Glove Neos oder Quiksilver Boardshorts auf, die plötzlich auf jedem Verkehrsschild oder Schultisch rund um Redondo, Manhattan oder Hermosa Beach auftauchten. Hermosa wurde schnell auch als South Bay bekannt, obwohl es eigentlich nur ein kleiner Küstenvorort von Los Angeles war. Richtig bewusst wurde mir der Hype aber erst, als ich einen riesigen Store von Quiksilver in Paris sah oder Wellenreiter in München, die in den stehenden Wellen der Isar surften. Mit einer gewissen Skepsis stellte ich fest, dass Surfen ein echter Exportschlager Amerikas geworden war, wie die Cowboys oder Hollywood.

In München gibt es nicht bloß die stehende Welle im Englischen Garten, auf die du dich mal eben mit deinem Board werfen kannst, um deine Freundin zu beeindrucken. Es gibt da eine kleine, sehr aktive Surfszene – einige deutsche Kids mit Dreadlocks, ein jährlicher Contest, gesponsert von Quiksilver, und auch ein bisschen Localgehabbe. Also alles, was zu einer Surfszene dazugehört. Es wirkt ein bisschen, als ob die europäischen Kids keinen eigenen Weg der Rebellion gefunden hätten. Als ich diese Surfszene entdeckte, habe ich mich gefragt, ob es gut oder schlecht ist, dass sich das Surfen mittlerweile in jeden Winkel der Welt ausgebreitet hat. Ist es eher ein Zeichen dafür, dass ein simpler polynesischer Sport die ganze Welt fasziniert oder dass Kalifornien die ganze Welt erobert hat?



Um hier nicht die Australier zu verärgern: Surfen ist heutzutage sicherlich genauso australisch wie kalifornisch, obwohl es natürlich eigentlich immer noch aus Hawaii stammt. Der Sport ist in Australien fast schon ein kollektiver Zeitvertreib. Der Großteil der weißen australischen Bevölkerung lebt ja auch in Küstennähe. Im Fernsehen laufen ganz selbstverständlich Berichte über große Wellen oder Haiangriffe. Da würde es in Amerika schon zu leichten



Irritationen kommen, wenn man Surfen so thematisierte. Es gibt schließlich jede Menge ländliche Regionen, die mit Wassersport gar nichts am Hut haben. Der Surfsport ist also auch im australischen Lebensstil tief verwurzelt. 1915 zeigte Duke Kahanamoku an einem Strand bei Sydney zum ersten Mal, was auf einem Surfbrett geht. Auf einem Board, das er notdürftig aus Kiefernholz gebaut hatte. Daraufhin versuchten sich die heimischen Lifeguards und einige Wagemutige auf Boards aus Redwood und kajakähnlichen Surf-skis. Genauso wie es die Kalifornier taten, nachdem sie Freeth auf dem Board gesehen hatten.

Noch 1950 galt Surfen in Australien als echte Kuriosität. Aber mit den Malibu Chip-Boards kam schließlich das schnelle und radikale Surfen von Kalifornien herübergeschwappt. Von da an nahm die rasante Ausbreitung auf der ganzen Welt ihren Lauf.

Die frühen Wurzeln des Surfsports auf Hawaii sind älter als die geschriebene Sprache und daher kaum dokumentiert. Auf jeden Fall reichen sie über Tausende Jahre zurück. Einige Historiker meinen, der Ursprung liege darin, wie müde polynesische Fischer ihre Boote an den Strand beförderten: Anstatt bis zum Schluss zu paddeln, machten sie sich die anrollenden Wellen zunutze, wie später ihre Nachkommen auf der AYACUCHO. Surfen auf Kanus oder Auslegerbooten gehörte in ganz Polynesien schnell zur Normalität. Und auch Bodysurfen oder Bodyboarden war nicht nur im Südpazifik, sondern auch in weit voneinander entfernt liegenden Regionen wie Afrika oder Peru bekannt. Die hawaiianische Art des Wellenreitens hat vielleicht auf Tahiti, dem Ursprungsort der hawaiianischen Kultur, ihren Anfang genommen. Fest steht auf jeden Fall, dass früher auch schon Tahitianer auf Brettern stehen konnten. Doch das tatsächliche Surfen auf langen, mit Korallen geschapten Planken oder Platten aus dem Brotfruchtbaum entwickelte sich auf Hawaii. In ihrer Freizeit gingen Männer wie Frauen surfen, die einfache Bevölkerung genauso wie die Könige.

Der Sport gehörte zu den Inseln wie der Sand zur Wüste. Alljährlich war Surfen fester Bestandteil des Makahiki Neujahrsfestes. Die Menschen legten ihre Arbeit nieder und Kriege wurden unterbrochen, um Lono, dem Gott der Sonne, des Regens, der Stürme und der Fische, Tribut zu zollen. Die hawaiianische Tradition besagt, dass Lono einst auf der Erde gewesen

sei, und die Menschen hofften nun, dass er zu ihnen zurückkehren würde. Um den Gotteskult lebendig zu halten, gab es in jedem Jahr eine Prozession aus Booten, auf denen Hohepriester das hölzerne Abbild Lonos im Uhrzeigersinn um jede Insel schifften. In jedem Ort wurde sein Ehrentag mit entsprechenden Gaben wie Taro, süßen Kartoffeln, Trockenfisch, geschlachteten Schweinen und wertvollen Stoffen gefeiert. Ein paar clevere Steuereintreiber sorgten dafür, dass diese Gaben direkt als Steuern auf entsprechende Boote verladen wurden. Unterdessen feierten die Insulaner auf ihre Art, mit Surfcontests, Kanurennen, Boxkämpfen, Festbanketten oder Lavaschlitten-Wettbewerben, bei denen man auf einer Holzplanke einen Lavahang herunterrutschte. Die Feierlichkeiten für Makahiki dauerten von Mitte Oktober bis Anfang Februar. Sie fielen immer auf das Ende der Erntezeit und begannen mit dem Mondwechsel – praktischerweise war das auch die Big Wave Season auf Hawaii. Die ursprünglichen Surfcontests hatten mit den heutigen wenig zu tun. Es gab keine Judgewertung nach Style. Es war eher eine Art Rennen. Die Gegner schnappten sich dieselbe Welle und surften diese, so schnell es ging, bis zu einer Bojenmarkierung im flacheren Wasser. Der Sieger gewann ein neues Fischernetz, Schweine, eine Braut, ein neues Kanu oder zum Beispiel das lebenslange Nutzungsrecht für ein Stück Land. Die Hawaiianer wetteten auch bereits auf bestimmte Surfer. »Es kam schon mal vor, dass jemand seinen gesamten Besitz verlor, wenn er auf einen favorisierten Surfer setzte, der dann unterlag«, schrieb schon Duke Kahanamoku. Auf dem Wasser gab es feste Regeln. So durften beispielsweise normale Bürger nicht ins Wasser, wenn die Könige surften. Sobald die Könige im Wasser waren, durfte kein anderer mehr rauspaddeln. Königinnen und Könige hatten jede Menge Sklaven und Gefolgschaft. Die standen an Land und feuerten ihre Herren mit Gesängen an. Ben Finney und James Houston schrieben in ihrer Kurzgeschichte *Surfen*, dass die Sklaven bei königlichen Surfwettkämpfen extra einen Hund in einem Erdofen zubereiteten. Die Surfer konnten dann zwischendurch reinpaddeln und sich stärken.

Niemand weiß, ob die Hawaiianer sich auch schon in die ganz großen Wellen wagten. Sie hatten ja noch keine Finnen, ohne die es bei einer steilen, hohen Welle zwangsläufig zu Stürzen gekommen wäre. Einige Könige, wie zum Beispiel Kamehameha I. hatten die Technik des Kanu-Take-offs perfek-



tioniert. Dabei ließen sie sich von einem Bootsführer im Kanu zu einer Welle paddeln und sprangen dann vom Boot aus direkt auf ihr Board und in die Welle. Ich denke, der einzige Grund für das Manöver war, dass die Wellen zu schnell waren, um sie aus eigener Kraft anzupaddeln. Kamehameha und seine Hauptfrau Ka'ahumanu müssen also schon in recht großen Wellen unterwegs gewesen sein. Damit will ich nicht sagen, dass sie schon damals in den 16-Fuß-Wellen von Haleiwa mit Kanu und ihren Riesenplanken gesurft sind, selbst wenn sie die besten Surfer der damaligen Zeit waren. Aber die Technik des Kanu-Take-offs kommt doch dem heutigen Tow-in-Surfen schon recht nah, der sportlichen Innovation der 1990er-Jahre, die die Welt des Big Wave Surfens erst eröffnete. Tow-in-Surfer surfen auf Boards mit Fußschlaufen und lassen sich von Jetskis in gigantische Wellen ziehen, die vor Kurzem noch als unsurfbar galten.

Während also Tahitianer noch damit beschäftigt waren, überhaupt auf ihren Bodyboards zum Stehen zu kommen, und Peruaner noch auf geflochtenen Surfbooten fuhren, sprangen die Hawaiianer schon von Auslegerbooten mit Boards in die Wellen oder surfen im Kopfstand. Als James Cook 1778–1779 die Inseln erreichte, hatte sich der Sport schon zu einem weltweit einmaligen Ritual entwickelt.

Die ersten beiden Reisen von James Cook nach Australien und Polynesien führten in den südlichen Bereich des Pazifiks. Die Expedition hatte wissenschaftliche Aufträge, neue Seegebiete sollte kartografiert werden. Erst bei seiner dritten Reise, die vom Earl of Sandwich finanziert wurde, segelte Cook Richtung Norden. Er entdeckte eine neue Insel namens Atooi und notierte, dass diese zu einer ganzen Inselkette gehören musste. Doch seine Reise ging erst einmal weiter. Seine Auftraggeber wollten, dass Cook die Nordwestpassage fand. In der Nähe von Alaska scheiterte Cooks Mission im ewigen Eis. Auf der Rückfahrt machte er schließlich auf dem Atooi Archipel Station, um seine Schiffe zu überholen. Die *DISCOVERY* und die *RESOLUTION*, beides ursprünglich Kohle-Frachtschiffe mit entsprechend großen Frachträumen und wenig Tiefgang, verfehlten allerdings Atooi (Kauai), landeten stattdessen 1778 auf Mowee und segelten anschließend weiter auf die große Insel Owhyhee. Dort vermaß die Crew die neuen Inseln mit größter Sorgfalt. Hin und wieder hielten sie an, um Geschäfte mit den Ureinwohnern

zu machen, die mit Kanus herbeigepaddelt kamen. Als sie im Januar 1779 in der Kealakekua-Bucht vor Anker gingen, waren Cook und seine Leute bereits gut bekannt mit den Ureinwohnern. Schnell machte es die Runde, dass dieser weiße Mann in seiner merkwürdigen Kleidung, der unter anderem zum Makahiki aufgetaucht war, Lono höchstpersönlich sein musste. Er segelte ja auch auf einem exotischen Schiff von weißen Tüchern angetrieben im Uhrzeigersinn um die Inseln. Auf einer Zeichnung hat ein Crewmitglied von Cook die Begrüßung der Einheimischen bei der zweiten Ankunft in der Kealakekua-Bucht festgehalten. Eine ganz Flotte von Auslegerbooten und Kanus rudert da zu Cooks Schiffen. Ein Mann paddelt sogar auf einem Surfboard.

Sicherlich hat es Cook geholfen, für einen Gott gehalten zu werden, und die Einheimischen waren glücklich, ihn mit Abgaben zufriedenstellen zu können. Ähnlich erging es ja auch Cortez in Mexiko. Cook und seine Leute blieben fast drei Wochen auf Hawaii. Sein Leutnant James King beschrieb in dieser Zeit das Surfen in seinen Aufzeichnungen. Das war zwar nicht der erste Bericht westlicher Beobachter, aber sicherlich einer der buntesten:

»Die Welle befördert sie mit ungeheurer Geschwindigkeit Richtung Strand. Die große Kunst besteht darin, die Planke immer auf dem richtigen Kurs und auf der Welle zu halten. (...) Als ich dieses gefährliche Schauspiel das erste Mal sah, dachte ich, nicht richtig zu sehen. Warum wurden sie nicht getötet, wenn sie gegen die scharfen Felsen krachten? Aber kurz bevor sie den Strand erreichten, sprangen sie einfach von der Planke ab und tauchten unter die Wellen, bis diese gebrochen waren. Ihre Bretter wurden weiter unten an den Strand gespült. Diese Männer kamen mir wie Fische im Wasser vor. So selbstverständlich spielten sie mit dem Ozean.«

Drei Wochen später verließ Cook die Inseln und begab sich erneut auf die Suche nach der Nordwestpassage. Aber noch bevor die Insel außer Sichtweite war, brach der Mast der *RESOLUTION* im Sturm, und er musste umkehren. Die Einheimischen waren verwirrt. Makahiki war doch zu Ende. Warum kam Lono zurück? Und dann auch noch mit einem Mast, den sein eigener Sturm zerstört hatte? Und er bat um Hilfe!

In Mark Twains Erzählung von Cooks erster Landung auf Hawaii ist von 10 000 bis 15 000 Ureinwohnern die Rede, die den Fremden als Gott